

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1935-1936)
Heft: 3

Artikel: Englische Gegenwartskrisen und englische Zeitromane
Autor: Fehr, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Englische Gegenwartskrisen und englische Zeitromane

von Bernhard Fehr

Wer in England Wichtiges weitergeben will, wer um sich her Leid und Unrecht sieht, wer verborgene Kräfte ahnt, die dem Lande, der Menschheit und der Welt zum Verderben werden könnten, schreibt einen Roman. So gibt es kein großes Welt- und Gesellschaftsgeschehen, das nicht irgendwie in einem Thesenroman nachzuckte. Kein Roman reagiert so schnell auf das reale Geschehen, ist so redefrei, so mutig und so aufrichtig wie der englische. Das ist seit etwa hundert Jahren so. Heute hat das Schrifttum wieder zu warnrufen begonnen und will nicht aufhören. Sein nächstes Objekt ist die wirtschaftliche Not, sein vornehmstes Anliegen die geistige Krise: das Jugend- und Generationenproblem, die Antithese Individuum und Gemeinschaft, Rasse, Volk, die Zyklen der Kulturen und Zivilisationen, das Gegeneinander von Ost und West.

Wirtschaftskrise und Schrifttum

Eine Frage beschäftigt die öffentliche Meinung Englands ununterbrochen, das Problem der Arbeitslosigkeit. Ungefähr 2,2 Millionen sind arbeitslos. Gattinnen und Kinder eingerechnet, bedeutet das ein Fünftel der gesamten Bevölkerung. Was soll mit diesen Menschen geschehen? Man bringt sie in Klubs für Arbeitslose, um ihnen die Täuschung zu schenken, sie seien wieder nutzbringende Glieder einer Gemeinschaft geworden. Man stellt sie vor das Mikrophon, damit sie durch eine sachliche Schilderung ihrer Lage das Gemeinschaftsgewissen aufrütteln. So durfte im Herbst 1933 Woche um Woche eine Gruppe Arbeitsloser vor aller Welt regelmäßig verkünden, wie es in ihrem Leben aussah. Wenn man den Inhalt solcher Gespräche, wie sie auch jetzt wieder durch den Äther weiter gegeben worden sind, und die Aussagen der elf Arbeitslosen, die das soeben erschienene Buch *Time To Spare* (Allen and Unwin 1935) geschrieben haben, kritisch sichtet, so kristallisiert sich das Ganze zu folgenden Gedankenkörpern: Wir sind aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Einsamkeit, Armut und Hunger umfangen uns. Wir geben

alle Hoffnung auf. Es kommt nicht mehr besser. Gelegentlich philosophiert ein Stellenloser. Dann geben ihm das Anrennen gegen das «System» und die Weissagung seines Untergangs einige Befriedigung. Was kommen wird, ist ihm gleichgültig.

Was sagt der *Volkswirtschaftler* dazu? Er stellt an Hand der Statistiken den gesetzmäßigen Reihenlauf der wirtschaftlichen Zyklen — *trade-cycles* — fest, der sogenannten *booms* und *slumps*, der Hochentwicklungen und Krisen, zu denen das Fallen und Steigen der Arbeitslosenzahlen die kausale Begleiterscheinung bildet. Er sagt: 1930 — 1932½ Tiefdruck, *slump*, Endergebnis 20 v. H. Arbeitslose; 1932½ (als England die Goldbasis verließ) bis 1934 Hochdruck, Erholung, rauchende Schornsteine, Sinken der Arbeitslosenzahl auf 16,2 v. H. Aber! Jetzt sind die fetten Jahre zu Ende. Sir William Beveridge, Englands führender Nationalökonom, schließt aus dem neuerlichen Aufschnellen der Zahl auf 17 v. H., daß der günstige Zyklus sich ausgekreiselt hat.

Es gibt aber Gegenden, die das Auf und Ab von *boom* und *slump* schon seit Jahren überhaupt nicht mehr verspürt haben, die vielmehr das langsame Sterben angestammter Industrien und das stetige Zunehmen der Arbeitslosigkeit mitansehen mußten: das Gebiet um den Fluß Tyne, der Osten der Grafschaft Durham, Lancashire, in Schottland der Clydebezirk und in Wales das Rhonddatal.

Damit war für die Literatur der Moment schon längst gekommen, als Anwalt des Krisenelends aufzutreten. Schon im Herbst 1933 — zur Zeit des Wirtschaftsaufstieges — hatte der bekannte englische Romanschriftsteller J. B. Priestley auftragsgemäß eine Reise durch die Industriegebiete unternommen. Ein Mann, der nicht in wirtschaftlichen Kausalzusammenhängen denkt, wohl aber wirtschaftliche Geschehnisse in menschlichem Sinne schlagend deuten kann, ein geborener Beobachter, der überall durch die trügerischen Fassaden hindurch das Hausgespenst entdeckt, legt seinen Bericht auf den Tisch in Form eines Reisebuches. Das Erscheinen dieses Buches (*English Journey*, Heinemann 1934) ist als ein nationales Ereignis» bezeichnet worden. Die Reise, von der er erzählt — Southampton, Bristol, Coventry, Birmingham, Staffordshire, Lancashire, Newcastle, Hull, Lincoln, Norwich, London — enthüllt das lebensgroße Bild eines zweiten England. Die geschilderten Zustände führen ihre eigene Klage gegen die Grausamkeit der Arbeitslosig-

keit, die um so schwerer auf den Menschen lastet, je häßlicher die Gegend ist, in der sie wohnen, wo sie seit Jahrhunderten in der Arbeit allein Befreiung gefunden haben von dem Kummer ihrer landschaftlichen Umwelt.

Unterdessen hat schon die Literatur jeden betroffenen Bezirk mit mindestens einem Krisenroman belegt. Du kannst also beim Lesen in deiner innern Vorstellung das unglückliche Rhonddatal betreten und das Leben eines stellenlosen walisischen Bergarbeiters vor dir abrollen lassen.¹ Willst du wissen, wie es hier früher aussah, als einst unter der Axt die Bäume fielen und die schwarze Zeit ihren Einzug hielt, so greifst du zu dem soeben erschienenen Roman *Honey and Bread* von Rhys Davies (Putnam 1935) und du hältst vielleicht als wertvolles Kulturdokument daneben das Buch eines stellenlosen Bergarbeiters,² der dir aus erster Hand den Wochengang eines Menschen schildert, dessen Beruf es war, in schwarze Unterwelten hinabzusteigen. Du kannst auch einen Arbeitslosenklub im nördlichen England besichtigen und Mut aus dem Unglück schöpfen lernen, weil Menschen zu dir sprechen, die den Stolz auf Berufsmeisterschaft nicht preisgeben und ihre Muße zu gestalten wissen?³ Und du kannst einen Tag, in den eine Jahresfülle sozialer Geschehnisse verpackt worden ist, durch dich hindurchgehen lassen: Hungerdemonstration der Arbeitslosen in einer schottischen Stadt, Vorbeihuschen geisterhafter Gestalten im Nebel, Rebellen, Polizisten, Hetzredner, Reporter, Ausharren eines Fabrikherrn von eisernem Willen.⁴ Und endlich kannst du in einer englischen Hafenstadt an einem gesunden jungen Menschen die Tragik ermessen, die darin besteht, daß kein wirtschaftliches Gebilde für seine werksehnsüchtigen Energien Verwendung findet?⁵

Wales steht mit seinen 32,3 v. H. am schlimmsten da. Dann kommen Schottland und Durham, beide mit je 23,2 und Lancashire mit 20,4. Dem Boden Lancashires und Schottlands, wo die Steine zu reden begonnen haben, ist denn auch die umfänglichste und bedeutendste Krisenliteratur entsprungen.

¹ Jack Jones, *Rhondda About* (Faber and Faber 1934).

² Walter Brierly, *Means Test the Man*, Methuen 1935.

³ Lettice Cooper, *We Have Come Into A Country* (Gollancz 1935).

⁴ Dot Allan, *Hunger March*, Hutchinson 1934.

⁵ Rupert Croft-Cooke, *Shoulder the Sky*, Jarrold 1934.

Lancashire

In der zweiten Hälfte des Jahres 1919 ergriff ein Boom-Fieber ganz Lancashire. Die Baumwollgeschäfte gerieten in ein Presto-tempo, das durch 1920 hindurch anhielt. Alle bis zum ärmsten Arbeiter wetteiferten im Erwerb steigender Baumwollaktien. Diese Effektensteigerung war zu einem Teil nur die Auswirkung einer nötig gewordenen Wertangleichung der vorhandenen Fabrik- und Maschinenanlagen an das entwertete Geld. Zum andern Teil beruhte sie auf einer erhöhten Nachfrage nach Baumwollwaren und Gütern überhaupt auf dem Weltmarkt, wie die hohen englischen Exportzahlen für 1920 beweisen. Die Spekulierenden aber über-schätzten in der Boom-Ekstase die wirklichen Wertverhältnisse in törichter Weise. 1921 kam der unvermeidliche Sturz. Er kostete Lancashire fünf Milliarden Goldfranken. Es war ein schreckliches Erwachen. Unglückliche nahmen sich das Leben. Fabriken stellten den Betrieb ein. Arbeiter wurden auf die Straße gestellt. Der erhoffte Aufstieg blieb aus. Ein Aufflackern 1927 erwies sich als Täuschung; denn unterdessen war die Konkurrenz — Japan, Italien, Indien — groß geworden. Bis zur Stunde hat sich Lancashire noch nicht erholt.

Diesen Ereignisweg der Lancashiretragödie haben *zwei* Dichter in ihrer Phantasie nochmals beschritten und in ihren «Zweistädteromanen», die sich beide auf Manchester-Salford beziehen, dargestellt.

Walter Greenwoods kurzes Epos *Love on the Dole* (J. Cape 1933) — auf Deutsch etwa «Liebe geht stampeln» — ist schon ein kleiner Klassiker geworden. Es ist Widerhall der Geräusche und Töne der Manchester-Unterwelt, wie sie in das Bewußtsein eines zum Mechaniker heranwachsenden Lehrlings einklingen, dort Gedächtnis werden oder absterben. Es ist riechendes, schwitzendes, meckerndes, zeugendes, bebendes, leidendes und schließlich — unter dem Druck der Arbeitslosigkeit — rasendes animalisches Slum-Menschentum. Unbemerkt ineinander übergehende Bilder spielen Lebenskontinuität vor in einem Stil, der durchgehend Manchester Cockneyenglisch ist. Denn selbst der Bericht ist nur als Reflex der realistischen Wechselrede gedacht. Wie das Klappern von hundert-tausend Holzschuhen auf dem Manchesterpflaster rattern die Worte in rufartigen Sätzen. Eine moderne Dingkunst ist hier er-

reicht, die an die absichtlich unfertigen Formen des neunaturalistischen Meisters Amerikas, Ernest Hemingway, erinnert.

Man hat dieser Dingkunst Sentimentalität vorgeworfen, weil kein Humor das Leiden mildert. James Lansdale Hodson geht in seinem *Harvest In The North* (Gollancz 1934) anders vor. In die oben geschilderte Niedergangsbewegung der Baumwollindustrie schaltet er die Schicksalsgänge einiger Menschen in Manchester ein, deren Humor sie davor bewahrt, zu Apparaten der wirtschaftlichen Schicksalsmechanik herabzusinken. Die Handlung hebt 1920 an und bricht 1928 ab. Lancashire liegt auf dem Krankenlager; seine Glieder leiden und sterben. Das ist der Sinn dieses großangelegten Epos der Baumwolle, das an das Beste erinnert, was moderne englische Dichtkunst geleistet hat, an Bennets Töpfereidarstellungen, an Galsworthys Bilder des Hochbürgertums. Eine starke Sinnenkunst läßt Gesagtes Wirklichkeit werden. Wir sehen, hören, riechen und schmecken Manchester-Salford. Wir machen wie in einem Drama, in das wir hineingezogen worden sind, die Spekulationsekstase der Manchesterleute mit. Sie sind alle vom Taumel ergriffen worden, der Fabrikherr, seine Frau, der Theaterkönig, der Spinner, der darbende Dichter, selbst die Slumbestie und die dem Slum entsteigende Tänzerin, die als eine Folge des Baumwollbooms in die Star-Berühmtheit aufglanzt.

Aber die Zukunft hat schnelle Füße. Der Slumpschlag trifft alle und zermalmt sie. Siegreich stehen am Schluß die schöne Tänzerin und ihr Geliebter, der Dichter, da, zwei Kinder des Volkes im verklärenden Lichte der Liebe, die ebenso wenig wie Schönheit und Menschentum, das im ganzen Roman so ergreifend zu uns gesprochen hat, sterben kann.

Demselben Menschentum begegnen wir wieder in einem Fortsetzungsroman (*God's in His Heaven* (Gollancz 1935), herabgedrückt bis in die Untiefen der allerletzten Wirtschaftsdepression. Es lebt immer noch und hofft immer noch; denn die Lancashirerasse ist zäh und ausdauernd. Doch wer die Seelenräume der Allerjüngsten zu durchspähen vermag, wird ängstlich und pessimistisch gestimmt.

Schottland

Wenn man von Osten her der schottischen Millionenstadt Glasgow sich nähert, durchstreift man ein Gebiet von Feuer und Eisen. Schlackenberge erheben sich in einer ermordeten Landschaft und

setzen ihr, unterstützt von Beton und Stahl, neue Zeichen auf, die Stoffwechselpuren der Industrie und die stummen Lebensformen der Starkstrommasten und Bindebalken. Von Glasgow westwärts weitet sich der Fluss Tyne zum Meeresarm, zum Firth aus. Hier wird es menschlich, dramatisch. Reederei reiht sich an Reederei. Hier werden für die Beherrscherin der Meere die stolzen Schiffe gebaut, um gleichsam von ihrer Wiege weg ihren Lebensgang über den Ozean hin in alle Welt hinaus anzutreten. Ein Riesenapparat hat an diesen Wassern im Lauf der Jahre seine Vollendung gefunden. 1933 schwamm 70% mehr schottische Tonnage als 1913. Dafür aber sind heute Fracht und Verkehr viel geringer als damals. Von fünf Ozeandampfern liegt deshalb einer still, während die vier anderen mit Verlust fahren. Oft sind sieben von zehn Werftarbeitern untätig. Es fehlt nicht an intermittierenden Lichtern. Im vergangenen Herbst unternahm die Königin am Clydeufer die Taufe des neuen Cunardlinienschiffes «Queen Mary», des zweitgrößten der Welt.

Was aber die stumme Tragödie dieser dramatischen Industrie für Großbritannien und für Schottland, dieses Gehirn Englands und dieses Land des grimmen Daseinskampfes, bedeutet, wird uns fühlbar gemacht in dem Roman *The Shipbuilders* von George Blakе (Faber and Faber 1935).

Die herrliche „Estramadura“, der letzte Riesendampfer einer berühmten Reederei, gleitet auf ihrer Probefahrt dem Ozean zu an stummen Werften vorbei, wo das Gras über das Pflaster gewachsen ist. Keine kunstbeflissenen, uferemsigen Arbeiter ziehen unter jauchzenden Zurufen die Mützen ab, kein Schiff liegt fahrtbereit, die Vorbeischäumende zu begrüßen. Es ist eine Spottfahrt an stummen Pfosten und elenden Menschentrüpplein vorbei. Es ist für den vornehmen jungen Reeder die erschreckende Erkenntnis, daß das Ende seines Hauses da ist.

Dieser Reeder hat einen Arbeiter Daniel, seinen einstigen Offiziersburschen aus der Kriegszeit. An ihm ist das fertig gebracht, was dem Schrifttum selten gelingt: das Eindringen in die Psyche des Arbeiters. Daniel ist ganz Körper, Muskelbewegung, Kraft und Müdigkeit, gelegentliche Raufbolderei, Hunger und Essen, mit einem halbvergessenen presbyterianischen Hintergrund und ein paar Ideal- und Traum-Oasen, Freundschaft mit einem kranken Kriegskameraden, Fussballbewertung und -bewettung, Kino, Wirtshaus, Alkohol, Küchengemütlichkeit und Hauserotik. Das Kunst-

stück beruht nun darin, diesen Mann in die „leeren Tage“ hineinzuschicken. Da senkt sich ein Schleier vor seine Augen, alle Farben und Lockungen der äußeren Welt schwinden, das Leben wird richtungslos. Am Schluss steht dieser Daniel traumverloren auf dem Bahnsteig, seinem Herrn Lebewohl zu sagen, bevor dieser im Nachtexpress auf Nimmerwiedersehen Glasgow verlässt.

Ein Zug geht durch alle Einsichten, die sowohl Krisendichter als auch Krisenmenschen zum Ausdruck bringen. Wie das Tier, das der Herde entrissen wird, kränkelt und stirbt, so der Mensch, wenn er aus dem großen Prozeß der Arbeit herausfällt. So tönt uns denn aus allen genannten Büchern jener schlechthin unübersetzbare ursprünglich amerikanische Gemeinschafts-Seelenschrei entgegen: *I want to belong*. Wir vernehmen ihn auch aus dem Erstlingsroman: *A London Story* von George Buchanan (Constable 1935), der als junger Dichter über die Feuerprobe der Jugend schreibt und der neben Darstellungen, die er nicht immer überzeugend gestalten konnte, doch das eine siegreich beweist: die Furcht vor dem eigenen gespensterhaften Selbst und die Furcht vor dem Leben, die den überfällt, dem unverdient das Brandmal, dessen Namen wir in diesen Blättern so oft nennen mußten, auf die Stirn gedrückt wird.

Die geistige Krise

Nur eine Seite dieses Riesenproblems sei hier berührt. Der Engländer denkt gerne in Weltstaatsbegriffen und in Fernmaßen. Das Verhältnis Morgenland und Abendland, das für uns nur im Konstruktionsraum vorhanden ist, bedeutet für ihn etwas Wirkliches, sein eigenes Volk Betreffendes und damit auch ihn selber Angehendes. Das Aufeinanderstoßen von Ost und West könnte für ihn zum Auftakt einer Kulturkrise werden.

Der Engländer denkt aber auch in Vergangenheitsmaßen, in Überlieferungskonstanten. Die Kreislinie «Überlieferung» enthält für ihn alle schwierigen Stellen, die die Gegenwart wiederholungsmäßig heranschiebt und die in der Zukunft noch kommen mögen, und sie enthält auch die Auswege aus den Schwierigkeiten, indem sie zeigt, wie das englische Wesen — *the national character* — jedesmal die naturgemäße Entscheidung getroffen hat. Diese Überlieferung hat in der Form eines konservativen Liberalismus

jenen schwierigen Ausgleich geschaffen, der andern Völkern nicht gelingt, zwischen den Rechten des Einzelnen und den Forderungen der Gemeinschaft. Kurz und bündig hat vor einiger Zeit Stanley Baldwin das Geheimnis solchen Gelingens umschrieben: Was wir für jeden fordern: bürgerliche und religiöse Freiheit. Was wir jedem auf erlegen: Verantwortung und Dienst an der Gemeinschaft. Willst du Beispiele sehen, schau dich um, du findest sie in den Männern unseres öffentlichen Lebens in Gegenwart und Vergangenheit.

Tritt nun in das britische Weltdenken ein neuer Begriff, etwa der Begriff vom totalitären Staat ein, der die Völker Europas in zwei Lager teilt, so wird dies vom Engländer als volkspsychologische Störung empfunden. Er darf aber den neuen Begriff nicht einfach auf die Seite werfen. Er muß ihn zu Ende denken. Dies vollzieht sich am bequemsten im Rahmen einer Romanutopie. Zur Stunde allerdings besitzt England keinen genialen Staatsfuturisten. H. G. Wells, der das am besten könnte, hat sich andern Aufgaben zugewendet. Immerhin liegt ein interessanter utopistischer Versuch schon vor: Joseph O'Neill, *The Land under England* (Gollancz 1935). Hier wird eine 1500 Jahre lange Zukunftslinie nach dem vorbedachten Endpunkt «Apparaten-, nicht Menschengemeinschaft» (*robot community*) gezogen. Und zwar führen dorthin beide Linien, die des totalitären Staates und die der proletarischen Diktatur. Nach diesem System leben hunderttausend Menschen in einem «Land unter England». Dort hinab steigt Julian und findet seinen Vater wieder, der hier unten schon längst gleichgeschaltet, das heißt zum Apparat gemacht worden ist. Die Führer wollen sogleich auch den Geist des Sohnes neu zusammensetzen. «Wir haben alle kleinen Emotionen zu einem einzigen großen Unternehmen gemacht, dem der Liebe für das Gemeinschaftswohl.» «Jedes Wissen, das nicht der werktätigen Arbeit dient, betrachten wir als ebenso giftig wie überflüssige Nahrungsaufnahme.» Diesem Julian wird es zumute wie einem Geschöpf der Erde, das in die Tiefsee versetzt worden ist und dort unten eine Stille erlebt, heftiger als der fürchterlichste Sturm.

Nun gibt es aber einen andern Weg, einen neuen Staatsbegriff literarisch zu Ende zu denken. Wenn Oswald Spengler Recht hat, daß im Zyklus zeitlich und örtlich weit auseinanderliegender Kulturen in demselben Stadium des Zyklus jede Kultur gesetzmäßig

immer die gleiche entsprechende Änderung aufweist, dann lohnt es sich, in die Vergangenheit zu gehen und dort einen Kulturzyklus abzutasten, um an ihm das Nacheinander der Stadien zu erkennen, durch die notgedrungen auch unsere Kultur gehen muß. Dann empfangen wir aus den Händen der Vergangenheit das Kulturgesetz unserer eigenen Zeit.

Es ist auffallend, wie England in den letzten Jahren die Blicke nach Rom richtet und sie auf der bekannten Verwandlungslinie Cicero-Catilina-Caesar-Antonius-Kleopatra-Augustus-Julier und Claudier weilen läßt. Der Engländer, der den Weltrechtsvergleich zwischen Britannien und Rom so wie so gerne zieht, entdeckt auf dieser römischen Schicksalslinie das Auftauchen seiner eigenen Krisenprobleme: den Zusammenstoß von Ost und West und die gegenseitige Ablösung der alten Verabsolutierungen des Individuums und der Gemeinschaft.

Buchstäblich so zu verstehen, als eine Deutung unserer Zeit, als ein «Präludium unserer Zukunft», das ein Dichter «1933 bis 1934 geschrieben habe,» ist die Romantrilogie von Jack Lindsay, *Rome for Sale* 1933, *Caesar Is Dead* 1934, *Last Days With Cleopatra* 1935 (J. Nicholson and Watson). In dieser neu vorgestellten alten Welt stoßen Ost und West zusammen. Der Westen siegt und begründet unsere Kultur. Das ist der eine Anprall. Der andere ist fundamentaler. Der Impuls der Bruderschaft schlägt los auf den Rechtsimpuls des Individuums. Beide zeitigen im geschichtlichen Werden ihr Gut und ihr Böse. Denn es gibt eine Rechtschaffenheit und eine Tyrannei sowohl der Bruderschaft als des Individualismus. Und während der in der Macht stehende Antrieb zur Tyrannei führt, sammelt jedesmal im Verborgenen der andere seine Kräfte und verspricht Erlösung. Wird die demokratische Freiheit zum Kommerzialismus, so entsteht der Ruf nach der neuen Gerechtigkeit des totalitären Staates. In Catilina — davon handelt der erste Roman — wurde der Bruderschafts- und Rassenruf übermächtig und ließ seine Kräfte auf einen Mann losstürzen, auf Caesar, der stark genug war, den Anprall auszuhalten und der Zukunft seine Bedingungen aufzuzwingen. In Caesar finalisiert sich der Rassenheld. Damit erhält das Individuum neuen Antrieb. Caesar wird im Sturm in Stücke zerrissen, aber dann als Gott verehrt. Bruderschaft wird jetzt zur Sehnsucht nach einem historischen Heiland, der dem irre gewordenen Individuum die ethi-

schen Probleme löst. Der unzureichende Caesarkultus nimmt den Christuskultus vorweg. Das ist der Sinn des zweiten Teiles der Trilogie.

Das Heldenbild, das Caesar verwirklichte, spaltet sich in zwei Rivalbilder, Antonius und Oktavian, in das Dämonische und das Praktische, in das Rassische und das Individuelle. Das Dämonische verfault in der Erotik, das Praktische siegt. Das ist der Sinn des dritten Romans. Er lässt uns die in Alexandria sich treffenden und durchdringenden Kulturen des Ostens und Westens aus ihrem eigenen Innern heraus in unvergesslichen Visionen erschauen und er macht die Unterredung von Antonius und Herodes dem Großen, dem eine harmonische Lösung der Ost-Westfrage vorschwebt, und den weiteren Lebensgang des zurückgewiesenen Herodes, der jetzt als der Messias des Orients dem ganzen Morgenland Schicksal werden will und dann untergeht, zu zwei deuterischen Höhepunkten. Vor allem aber lässt er in Alexandria, wo alles von theatralischen und emotionsreichen Riten und Kulten unterstützte Rassen- und Gemeinschaftsekstase ist, zwei junge Liebende ihr eigenes lyrisches Leben leben. In ihrer Hochzeitsnacht verherrlichen zur Tag- und Nachtgleiche ägyptische Isis-Mysterien die alljährliche Wiedergeburt des Horuskindes, der Sonne, die da starb und wieder aufging. Entsprechend wird nachher den Liebenden in einem Felsengrab am Nil in der Morgendämmerung ein Kind geboren. Licht, Sonnenaufgang! Ein Zyklus ist zu Ende. Eine ganze Welt ist gestorben. Ein junges Leben beginnt.

Nicht auf Verantwortung des Dichters, sondern auf unsere eigene Gefahr hin entdecken wir zyklische Parallelismen pikantester Art in dem Monumentaldoppelroman *I Claudius* und *Cladius the God* von Robert Graves (Arthur Barker 1934 u. 1935)¹. Es war ein glücklicher Einfall, Claudius den Gelehrten, den Lahmen und Stotterer, der wie Hamlet den Blöden spielte und sich so durch Jahre hindurch vor Gift und Mord zu schützen wußte, bis er nach seines Neffen Ermordung von den Gardisten zitternd und stotternd aus einer Ecke des Palastes hervorgeholt und zum Caesar ausgerufen wurde, sein bewegtes Leben selber erzählen zu lassen. «Ich, Cl.. Cl.. Clau.. Clau.. Cladius, jetzt Tiberius Claudius Drusus Nero Caesar Augustus Germanicus Britannicus, Imperator usw.» Man liest

¹ Der erste Band soeben in billiger Ausgabe auch bei Albatroß, der zweite folgt.

das glänzend dokumentierte, reizvoll geschriebene Buch zur Unterhaltung über ein Stück Weltgeschichte, die durch den Humor eines Engländers hindurchgegangen ist. Aber man merkt bald, wie weit die Perspektiven sind, die sich nebenbei auftun. Gesetze der Geschichte versichtbaren sich in imposanten Fluchtreihen.

Wir fühlen: Rom ist das endhafte Ende. Die Gottheit der Cæsaren wird in Caligula, der Jupiter zwang, sich bei ihm zu entschuldigen, und der Neptun demütigte, zum grausamen Scherz. Aber wo ein Ende ist, hat schon etwas anderes begonnen: Germanien! Daran ändern alle Germanicusse nichts. Schon singen die römischen Legionäre selber «Als die Römer frech geworden». Und in Britannien hat soeben ein großer Zyklus seinen Lauf begonnen. Es macht Graves Vergnügen, Claudius darüber schwatzen zu lassen, wie es ihm auch Vergnügen macht, die Hand des Claudius in die seines Jugendfreundes, des nach Patchouli riechenden Herodes Agrippa zu legen, der ihn beim Abschied warnt, niemandem zu trauen. Begegnung von Ost und West! Claudius fragt sich: Ist nicht am Ende Herodes jener Herrscher der Weissagung, der nach seinem Tode zum größten Gott werden solle, der je auf Erden war; ist er nicht der östliche Messias, wie der jüdische Philosoph Philo zu glauben scheint.

Das sind einige der Deutungen, welche die Vergangenheit der Gegenwart schenkt, in einer Darstellungsfülle, die uns an den verschwenderischen Reichtum der Natur erinnert, wo uns in der Verwirrung des Überfließens der Sinn des Lebens erst recht zu entgehen droht. Romane kürzen Unendlichkeitslinien und vereinfachen den Naturreichtum. Uns scheint, hier sei das gewagt, was noch nie da gewesen. Nicht zu kürzen, endlos auszuspinnen und das sinnlos und sorglos vor uns auszuschütten, was da Leben heißt.